Osteuropa zwischen Mauerfall und Ukrainekrieg

Besichtigung einer Epoche

Von Martin Aust, Andreas Heinemann-Grüder, Angelika Nußberger und Ulrich Schmid

Mit dem Fall der Berliner Mauer erschien ein neues Zeitalter am Horizont, das mit der wirtschaftlichen Liberalisierung auch Demokratie, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit für ganz Osteuropa versprach. Doch schon bald wurden Bruchlinien entlang der alten Ost-West-Grenzen sichtbar. Seit Russlands Angriffskrieg auf die Ukraine ist nichts mehr, wie es war: Putin reißt das europäische Haus nieder, das er noch 2001 selbst beschworen hatte. In diesem Buch werden die wichtigsten Aspekte einer Epoche besichtigt, die 2022 ein ebenso jähes wie gewaltsames Ende gefunden hat.

Die Verfassungsrechtlerin Angelika Nußberger, der Historiker Martin Aust, der Politikwissenschaftler Andreas Heinemann-Grüder und der Literaturwissenschaftler Ulrich Schmid sind Zeitzeugen und Experten zugleich. Von Ulrich Schmid erschien *Technologien der Seele.*

Der Eindeutigkeit halber werden die russischen und ukrainischen Namen und Titel in den Fußnoten, abweichend vom Haupttext, in der wissenschaftlichen Umschrift wiedergegeben.

Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14438-2110-1001

Erste Auflage 2022
edition suhrkamp 2777
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12777-3

Inhalt

Neue europäische Spaltungen *7*

Kulturelle Heterogenität – Chance für ein neues Europa? *29*

Politische Ordnungen – wieder im Dunkeln? *89*

Geschichtsschreibung und Erinnerungspolitik *136*

Werte und Recht *179*

Die Verteidigung des Westens im Osten *239*

Biographische Notiz *251*

me, manchmal erschreckende Entwicklungen nicht einfach mit einem Seufzer abtun und Vorurteile über ein angeblich rückständiges System bedienen, das noch mit dem Mief eines jahrzehntelangen Kommunismus behaftet sei. Osteuropa ist mehr denn je zur Herausforderung geworden. Im Osten wird für die Freiheit des Westens gekämpft; der Krieg Russlands richtet sich nur vordergründig gegen die Ukraine, in Wirklichkeit aber gegen die Vorstellung eines imaginären Westens, der nicht nur anders, sondern auch bedrohlich ist.

In vier Kapiteln soll ein differenziertes und zugleich pointiertes Bild der Epoche von 1989 bis 2022 gezeichnet, die Frage nach Deutung und Verortung Osteuropas aus der Perspektive von Kulturwissenschaft (Ulrich Schmid), Politikwissenschaft (Andreas Heinemann-Grüder), Geschichtswissenschaft (Martin Aust) und Rechtswissenschaft (Angelika Nußberger) gestellt und im Schlusskapitel der Verantwortung des Westens für den Osten und des Ostens für den Westen nachgespürt werden. Das Tableau ließe sich beliebig erweitern; einzubeziehen wären etwa auch noch die Ökonomie, die Kommunikationswissenschaft und die Soziologie. Aber Vollständigkeit wäre Utopie. So wie Ost- und Westeuropa entwicklungsoffen sind, so ist auch jeder Versuch einer Beschreibung kaum mehr als ein Aufruf, weiter über ein Thema nachzudenken, auf das sich nie abschließende Antworten werden finden lassen.

Kulturelle Heterogenität – Chance für ein neues Europa?

Die Erfindung Osteuropas ist eine Begleiterscheinung der Aufklärung. In der Renaissance hatte man Europa noch in einen »zivilisierten Süden« und einen »barbarischen Norden« aufgeteilt. Die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen der Moderne beraubten aber den Süden seiner kulturellen Hegemoniestellung. Das zivilisatorische Projekt des »Westens«, das im Gegenzug auch einen »Osten« hervorbrachte, setzte sich in Europa nur langsam durch. Es nahm seinen Anfang in den ursprünglich dreizehn »Vereinigten Staaten von Amerika«, entfaltete sich in der Französischen Revolution und wurde in Deutschland erst nach dem Fall des nationalsozialistischen Regimes übernommen.

Osteuropa wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts als »halb wild« und »halb zivilisiert« charakterisiert. Mit solch ambivalenten Eindrücken berichteten Reisende wie der Comte de Ségur aus Russland und Georg Forster aus Polen-Litauen.[1] Sogar aufmerksame Beobachter Osteuropas wie Johann Gottfried Herder hielten die eigene Kultur für überlegen und sahen die »wilden Völker« am Anfang einer Entwicklung, die man selbst schon erfolgreich durchlaufen hatte: »Was für ein Blick

1 Larry Wolff, Die Erfindung Osteuropas, Von Voltaire zu Voldemort, in: Karl Kaser, Dagmar Gramshammer-Hohl, Robert Pich-

überhaupt auf diese Gegenden von West-Norden, wenn einmal der Geist der Kultur sie besuchen wird! Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden: der schöne Himmel dieses Volkes, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land usw. werden einmal aufwachen: aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nation werden: ihre Grenzen werden sich bis zum Schwarzen Meer hin erstrecken und von da hinaus durch die Welt. Ungarn, diese Nationen und ein Strich von Polen und Russland werden Teilnehmerinnen dieser neuen Kultur werden; von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlafe liegt, und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen. Das alles liegt vor, das muss einmal geschehen; aber wie? wann? durch wen?«[2]

Dabei war der Wissensstand über Osteuropa überschaubar. In den Augen der französischen Aufklärer war ganz Osteuropa »slawisch« geprägt. Ungarisch wird in der Encyclopédie sogar als »slawischer Dialekt« bezeichnet, der mit dem Tschechischen, dem Polnischen und dem Russischen verwandt sei.[3] Im Eintrag über Russland wird das Volk als »roh« bezeichnet, alle Kultur rühre von den Griechen her – als Beispiele dienen hier der »schwer auszusprechende« Name des Flusses Dnjepr, der auf Griechisch »melodiös« Boristhenos heiße, oder die Stadt Kiew, die von den byzantinischen Herrschern erbaut worden sei, während alle anderen Siedlungen nicht einmal eine Befestigung aufwiesen.[4]

Im 19. Jahrhundert dominierte in Osteuropa die »mission civilisatrice« der Imperien oder genauer: der imperialen Eliten. Bis zu Napoleons Russlandfeldzug im Jahr 1812 ging den Adligen in St. Petersburg und Moskau das Französische leichter von der Zunge als das Russische. In den östlichen Kronländern errichteten die Wiener Monarchen Militärgarnisonen, Verwaltungsgebäude und Universitäten. Galizien galt als »Halb-Asien«, das erst noch europäisch werden musste. Berlin war ohnehin der Auffassung, dass die deutsche Kultur den absoluten Höhepunkt der Menschheitsgeschichte darstellte, und wachte eifersüchtig über diese Alleinstellung. Leopold von Ranke gestand den Slawen und Ungarn allenfalls eine Teilhabe an den abendländischen Errungenschaften zu, wenn sie ihre eigene Kultur aufgeben: »Das Leben des menschlichen Geschlechtes liegt heutzutage in den Völkern romanischen und germanischen Stammes und denen, die sich ihnen angeschlossen, assimiliert haben, slawischen und selbst magyarischen Ursprungs.«[5]

Allerdings wurde diese Haltung, die man als innere Kolonialisierung der europäischen Imperien beschreiben kann, im ausgehenden 19. Jahrhundert von den neuen Nationalbewegungen herausgefordert. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs beschrieb der spätere

2 Johann Gottfried Herder, *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, Frankfurt am Main 1997, S. 67f. (Werke 9/II).

4 *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 14, Paris 1765, S. 442.

tschechoslowakische Staatspräsident Tomáš Garrigue Masaryk eine Reise nach Russland mit folgenden Worten: »Je weiter man von Westen nach Osten vordringt, umso mehr entfernt man sich von Europa, zuletzt ist dieses nur auf die Eisenbahn, die Büfetts an den Bahnhöfen und hier und da auf europäisch eingerichtete Hotels beschränkt.«[6] Die Reise im Raum wurde für Masaryk zu einer Reise in der Zeit. Das rückständige Russland erschien ihm als das, »was Europa war«.[7] Aus Masaryks Sicht lag der neue tschechoslowakische Staat in der »Mitte Europas« und konnte als Hochkultur den deutschen Unterdrückern in Berlin und Wien auf Augenhöhe begegnen.

Masaryk war es gelungen, den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vom tschechoslowakischen Staatsprojekt zu überzeugen. Masaryk veröffentlichte am 18. Oktober 1918 eine »Unabhängigkeitserklärung« – also ein politisches Dokument, dessen Genre in Washington wohlbekannt war. Ähnlich ging Ignacy Paderewski vor, der 1917 in einem Memorandum für Wilson das Amt eines »Präsidenten der Vereinigten Staaten von Polen« entwarf. Allerdings zerstörte Paderewski die Anschlussfähigkeit an die amerikanische politische Kultur sogleich wieder, als er forderte, der polnische Präsident solle gleichzeitig den Titel eines Königs von Polen, Litauen, Polesien und Galizien tragen. Während Polen und die Tschechoslowakei als Gewinner aus dem Vertragswerk von Versailles herausgingen, erlitt Ungarn eine bittere Niederlage. Wilson war gegen Ungarn voreingenommen. Bereits 1908 hatte er in einem wissenschaftlichen Aufsatz darauf hingewiesen, dass das mittelalterliche Ungarn die Privilegien des Adels gestärkt und nicht wie England Grundrechte definiert habe.

Als Wilson im Dezember 1918 das Dampfschiff in die alte Welt bestieg, besuchte er zum ersten Mal im Leben Europa, das sich für ihn aber auf die Metropolen London, Paris und Rom beschränkte. Er setzte nie einen Fuß auf polnisches, tschechoslowakisches, ungarisches oder jugoslawisches Territorium. Auf der Überfahrt wurde Wilson von zwei jungen Osteuropa-Experten begleitet, die kurz zuvor in Harvard promoviert hatten. Robert Howard Lord hatte über die polnischen Teilungen gearbeitet und war nun vom Gedanken beseelt, dieses historische Unrecht rückgängig zu machen. Robert Kerner verfügte über tschechische Wurzeln und war ein Spezialist für die südslawischen Länder. Kerner befürwortete sowohl das tschechoslowakische als auch das jugoslawische Staatsprojekt. Forderungen nach einem Erhalt der Doppelmonarchie hielt er für eine Verschwörung des internationalen Judentums. Wilson rechnete im berühmten 14-Punkte-Programm vom Januar 1918 zunächst noch mit einer Föderalisierung Österreich-Ungarns. Allerdings lehnte er die katholische Donaumonarchie fast ebenso energisch ab wie das muslimische Osmanische Reich. Während einer Audienz im Vatikan im Januar 1919 weigerte er sich sogar, vor dem Papst niederzuknien. Aus konfessionellen Gründen war

6 Thomas G. Masaryk, *Zur russischen Geschichts- und Religionsphi-*

Habsburgerreichs zuzustimmen. Umgekehrt war er Geschäftsmann genug, um von Polen, der Tschechoslowakei, Serbien und Rumänien einen finanziellen Beitrag für die militärische Unterstützung durch die Entente einzufordern.[8]

Nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs wurde in Deutschland bisweilen die Wertigkeit von Ost und West umgekehrt. Oswald Spengler erklärte in seiner »kulturmorphologischen« Untersuchung mit dem programmatischen Titel *Der Untergang des Abendlandes* die Lebenskraft der westeuropäischen Nationen für erschöpft und prognostizierte eine neue russische Hochkultur. Für Spengler war klar, dass Deutschland nicht zum Westen gehörte und deshalb von den Dekadenzerscheinungen in England und Frankreich nur am Rande berührt wurde. Allerdings schien sich Spengler seiner Sache angesichts der Machtübernahme der Bolschewiki nicht mehr ganz so sicher zu sein. Ein geplantes Schlusskapitel für den zweiten Band sollte den Titel »Das Russentum und die Zukunft« tragen. Es wurde nie geschrieben.

Von Flügelkämpfen zwischen den Anglophilen und den Russophilen war auch die Nationalsozialistische Partei geprägt. »Ich habe manchmal so große Sehnsucht nach dem unendlichen Reußenlande. Wann wirst du in deiner Reinheit erwachen, Seele der neuen Form, russische Seele. O, diese großen Russen! Ich liebe sie sehr!«, notierte der junge Joseph Goebbels 1923 in seinem Tagebuch, nachdem er Nikolaj Gogols Roman *Die toten Seelen* gelesen hatte. Von Dostojewski war der spätere Propagandaminister so beeindruckt, dass er ihn in seinen eigenen missratenen Werken wie dem Christusdrama *Der Wanderer* und dem Roman *Michael* zu imitieren versuchte. Es gehört zu den Ironien der Geschichte, dass Goebbels später auf die Generallinie der Nationalsozialisten einschwenken musste. Hitler hatte in *Mein Kampf* behauptet, dass die »minderwertige russische Rasse« nach ihrer Unterwerfung durch den jüdischen Bolschewismus jegliches Recht auf Selbstbestimmung verwirkt habe.

Aus amerikanischer und deutscher Perspektive repräsentierte Russland – zumal nach der Oktoberrevolution – das radikal Andere, während die neuen Nationalstaaten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer nach dem Ersten Weltkrieg entweder an eine frühere Staatlichkeit anknüpfen konnten oder nach westeuropäischen Mustern entworfen wurden. Damit stellte sich aber auch die Frage, ob die Zerfallsprodukte des Zarenreichs und der Donaumonarchie einen »osteuropäischen Raum« bilden oder ob Binnendifferenzierungen vorzunehmen sind.

Zwei oder drei Kulturräume?

In den Köpfen der Menschen entstehen Kulturräume oft aus binären Oppositionen. Der Eiserne Vorhang,

fenden kulturellen Unterschieds zwischen einem innovativen Westen und einem trägen Osten. Eine Folge dieses Vorurteils besteht heute darin, dass kein Volk zu »Osteuropa« gehören will. Wenn ein größerer regionaler Zusammenhang aufgerufen werden soll, dann kann das für die ehemaligen Staaten des »Ostblocks« allenfalls »Nordeuropa«, »Zentraleuropa«, »Mitteleuropa« oder sogar »Eurasien« sein. Gibt es also Osteuropa und wenn ja, wie viele?

Zahlreiche kulturelle Phänomene können nur durch die Einführung einer Zwischenregion zwischen West- und Osteuropa erklärt werden. Die gleichzeitig berühmteste und berüchtigtste Abhandlung über »Mitteleuropa« stammt von Friedrich Naumann, der 1915 sein Programm eines liberalen Imperialismus vorlegte. Aus seiner Sicht hätte der Erste Weltkrieg mit einer Vereinigung des Deutschen Reichs und der Donaumonarchie enden müssen. Dieser mitteleuropäische Staat unter deutscher Führung wäre groß genug gewesen, um sich gegenüber dem »englisch-französischen Westbund« auf der einen Seite und Russland auf der anderen Seite zu behaupten. Naumann war aber Realist genug, um auf eine Reihe tiefgreifender Unterschiede zwischen dem protestantischen, urbanen, zentralisierten Deutschland und dem katholischen, ländlichen, »zerbröckelnden« Österreich-Ungarn hinzuweisen. Mitteleuropa müsse erst hergestellt werden. Naumann erblickte die Chance dafür in einer intensiven wirtschaftlichen und militärischen Zusammenarbeit innerhalb des neuen Staats. Eine liberale politische Ordnung sollte den mitteleuropäischen Staat attraktiv machen. Gerade die Kriegserfahrung führte Naumann dazu, den Schützengraben als entscheidendes Kriterium für die Grenzziehung des neuen mitteleuropäischen Staates zu definieren: »Denn das ist das erste und wichtigste kriegstechnische Ergebnis, dass künftig nur noch in langen Linien gefochten werden wird und dass der Schützengraben die Grundform der Vaterlandsverteidigung sein wird. Die Politik des Schützengrabens besteht darin, dass jeder Staat sich ausrechnet, welche Grenzen er in den Schützengrabenzustand versetzen kann oder nicht.« Naumann erwartete, dass neue »Römerwälle« und »chinesische Mauern aus Erde und Stacheldraht« entstehen werden. Europa werde »zwei lange Wälle von Norden nach Süden« bekommen. Der erste reiche »vom Unterrhein bis zu den Alpen«, der andere »von Kurland bis rechts oder links von Rumänien«.[9] Allerdings wurden Naumanns Pläne vom Untergang des deutschen Reichs und der Doppelmonarchie zunichtegemacht. Die Alliierten zwangen die Deutschösterreicher in einen eigenen Rumpfstaat, der erst nach zwanzig Jahren einen prekären Anschluss an Nazi-Deutschland erlebte.

Im Unterschied zu Naumann gehörte Deutschland für viele Denker aus dem östlichen Europa nicht zum dritten europäischen Kulturraum, sondern war klar dem Westen zuzurechnen. Der ungarische Historiker Jenő Szűcs nahm in seinem wegweisenden Essay *Die drei historischen Regionen Europas* (1979) zwei Kul-

9 Friedrich Naumann, Mitteleuropa, in: ders., *Schriften zum Partei-*

turgrenzen wahr, von denen die eine der Linie Elbe-Saale-Leitha folgte, während die andere vom Baltikum durch die Wälder zwischen Polen und Russland über die östlichen Karpaten bis zur unteren Donau verlief. Szűcs nennt diesen dritten Kulturraum zwischen West und Ost »Ostmitteleuropa« und zeigt, dass sich hier westliche und östliche Entwicklungen überlagern. Er greift in seiner Analyse weit in das Mittelalter aus und erklärt die Entstehung der Zwischenregion aus dem verzögerten Einfluss der modernen Bürgergesellschaft unter den Bedingungen eines traditionellen Machtsystems. Weiter im Osten, in Russland, habe es kaum eine kapitalistische Entwicklung gegeben: Der Zar schloss mit dem Adel einen Stagnationspakt und konsolidierte den politischen und sozialen Status quo, der als Anachronismus bis ins Jahr 1917 andauerte. Das Habsburgerreich zeigt aus Szűcs' Perspektive in exemplarischer Weise, wie die politische Elite einem »östlichen« Herrschaftsmodell folgte und eine aufsteigende »westliche« Bürgerschicht in Schach zu halten versuchte.[10] Damit bezieht sich Szűcs auf die Interpretation seines akademischen Lehrers István Bibó, der das Habsburgerreich als »unheilvolles Staatsgebilde« bezeichnete. Bibó wies darauf hin, dass das Land unter Maria Theresia nicht einmal einen Namen hatte und nur ein lockerer Nationenverbund war. Für Bibó stellte das Wiener Herrschaftssystem eine unnatürliche Klammer dar, die eine »Genese normaler Nationalstaaten« in Osteuropa verunmöglicht habe. Er erblickte das wesentliche Merkmal von Nord- und Westeuropa in der »Verbindung von Nationalismus und Demokratie«, die nicht wie in Osteuropa »pathologisch« deformiert worden sei.[11] Ein »normaler« demokratischer Nationalstaat ruhe in der Gewissheit seiner eigenen legitimen Existenz: »Demokrat zu sein heißt in erster Linie, keine Angst zu haben: keine Angst zu haben vor der Meinung der anderen, vor den Anderssprachigen, den Andersrassigen, vor der Revolution, der Verschwörung, den unbekannten bösen Absichten des Feindes, vor der feindseligen Propaganda, der Geringschätzung und überhaupt vor all jenen imaginären Gefahren, die nur dadurch zu wirklichen Gefahren werden, weil wir Angst vor ihnen haben.«[12]

Bibó blieb allerdings nicht bei einer einseitigen Kritik an Osteuropa stehen. Er bezeichnete die Französische Revolution als größten Sieg und größte Niederlage der westlichen politischen Kultur: Einerseits gelang es, die feudale Gesellschaft demokratisch neu zu organisieren, andererseits wurden die Bürger durch den Terror in Angst und Schrecken versetzt. Die fatale Folge dieser Ambivalenz seien die sich immer wiederholenden Geschichtszyklen von Reaktion und Revolution.

Aus Bibós Sicht kann der Westen im Osten seine eigene Vergangenheit beobachten. Der entfernte Raum repräsentiert eine entfernte Zeit, die aber immer mehr aus dem westlichen Bewusstsein verschwindet. Der Westen

11 István Bibó, *Die Misere der osteuropäischen Kleinstaaterei*, Frank-

sei in der Einrichtung seiner politischen und sozialen Institutionen so weit vorangeschritten, dass er ihren Ursprung schon vergessen habe. Die osteuropäische Philosophie könne den Westen an die christlichen und moralischen Wurzeln seiner eigenen Existenz erinnern. Aus Bibós Sicht haben die Osteuropäer das Bewusstsein, aber nicht die Erfahrung der europäischen Werte. Westeuropäer müssten deshalb den Ursprung ihrer Werte neu von Osteuropa lernen.[13]

Bibó stützte sich auf die Arbeiten seines Lehrers Guglielmo Ferrero, der die Domestizierung der »Angst« nachgerade zum wichtigsten Moment der Entwicklung moderner Gesellschaftsordnungen erhoben hatte.[14] Aus Ferreros Sicht reichte es nicht aus, Gewalt einzudämmen; erst die Beseitigung der Angst vor Gewalt befriedet eine Gesellschaft. Ferrero dachte in großen historischen Analogien. 1919 fragte er sich, ob Europa nicht am Anfang eines neuen hundertjährigen Kriegs stehe und daher wie das antike Rom unterzugehen drohe. Die Pariser Vorortverträge waren in seinen Augen nicht geeignet, den Frieden zu sichern. Hellsichtig beobachtete er, dass die Deutschen und die Ungarn, die in der Donaumonarchie die Herren waren, in den neu geschaffenen osteuropäischen Staaten nun die Knechte seien, und zwar unter einem viel härteren Regime. Gleichzeitig glaubte er, dass auch kleine Staaten überlebensfähig seien. Gerade in Osteuropa fand er ein »barbarisches unverbrauchtes Element«, das ein Gegengewicht zur westeuropäischen Latinität bilden könne.[15] Ferrero zeigt mit seiner »big history«, dass kulturelle Heterogenität den Frieden in einer Gesellschaft eher zu sichern vermag als die Hegemonie einer Titularnation.

Der österreichisch-polnische Historiker Oskar Halecki legte nach dem Zweiten Weltkrieg eine ähnliche Konzeption vor. Er verwies auf die kulturelle Eigenart der Gebiete zwischen Deutschland und Russland, die ein »eigentliches östliches Bollwerk europäischer Kultur« darstellten.[16] Natürlich schrieb Halecki aus einer polnischen Perspektive und versuchte dem Westen klarzumachen, dass sich in der polnischen Frage eigentlich das Problem von ganz Ostmitteleuropa spiegele. Als Vorbild für diese Position diente ihm Fürst Adam Czartoryski, der im 19. Jahrhundert Polen als Vorreiter aller unterdrückten Nationen verstand. Halecki kritisierte auch die Obstruktionspolitik der Deutschösterreicher, die alle Versuche einer Gleichberechtigung der Slawen in Politik und Bildung lange Zeit erfolgreich boykottiert hätten. Einen Beleg dafür erblickte er in der Tatsache, dass erst 1907 das allgemeine gleiche Wahlrecht in Österreich eingeführt wurde.[17]

13 Robert Nandor Berki, The Realism of Moralism. The Political Philosophy of István Bibó, in: *History of Political Thought* 3/1992, S. 513-534, S. 523, 530.

14 Thomas I. Cook, Guglielmo Ferrero (1871-1942) and the Bi-Polar World, in: *The Western Political Quarterly* 5 (1952), S. 20-30, S. 21.

15 Bogdan Raditsa, Guglielmo Ferrero et les Slaves du Sud, in: *Cahiers Vilfredo Pareto* 4 (1966), S. 83-97, S. 85, 95.

16 Oskar Halecki, *Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*, Darmstadt 1957, S. 127.

Milan Kundera übernahm die Dreiteilung Europas in seinem einflussreichen Essay »Die Tragödie von Zentraleuropa« aus dem Jahr 1984. Er sprach von einer Region, die »kulturell im Westen« und »politisch im Osten« angesiedelt sei. Kundera hob die revolutionäre Kraft der Kultur in »Zentraleuropa« hervor, die sich gegen die Diktatur aus dem »Osten« aufbäume. So sei der ungarische Aufstand 1956 von einer Gruppe ausgegangen, die sich den Namen des Nationaldichters Sándor Petőfi auf die Flagge geschrieben hatte. Die tschechische literarische Kultur habe zum Prager Frühling 1968 geführt. Und die Warschauer Studentenrevolte von 1968 sei die Reaktion auf die Absetzung eines Theaterstücks von Adam Mickiewicz gewesen.[18] Anfang 1985 erneuerte Kundera in einem weiteren Artikel seine Diatribe gegen das zaristische Russland und die Sowjetunion. Besonders abschätzig äußerte er sich dabei über das Werk von Fjodor Dostojewski. Diesmal blieb seine Anklage nicht unwidersprochen. Joseph Brodsky wandte sich gegen die pauschale Verurteilung der russischen Kultur als einer fiebrigen Phantasie. Er verwies auf die subtile Psychologie in Dostojewskis Romanwerk. Vor allem warf er Kundera vor, den Zeigefinger in östliche Richtung zu strecken, woher angeblich alles Böse komme: Dostojewski und die Panzer des Warschauer Pakts, die den Prager Frühling niedergewalzt hatten.[19]

Die Debatte zwischen Kundera und Brodsky ist bezeichnend für das Selbstverständnis vieler Nationalkulturen in Osteuropa. Nicht nur die Tschechen, sondern auch die Polen oder die Ukrainer grenzen sich oft gegenüber Russland ab und betonen ihre Zugehörigkeit zum abendländischen Kulturraum. Diese Frontstellung bleibt nicht ohne Folgen für das Selbstverständnis russischer Intellektueller. Sie müssen sich in einer Kultur orientieren, in der sich Eigenes und Fremdes verschränken. Durch den russischen Angriffskrieg in der Ukraine ist auch eine literarische Epoche zu Ende gegangen. In Russland haben sich fast alle führenden Autoren gegen die Aggression gewandt. Es herrscht Konsternierung vor – und die Einsicht, dass sich Russland für die kommenden Generationen moralisch vollkommen diskreditiert hat. In anderen osteuropäischen Literaturen hat sich das Verhältnis zu Russland radikal gewandelt – es gibt keine unpolitische Verwendung der künstlerischen Sprache mehr. Das Spektrum der Reaktionen der Schriftsteller reicht von ratlosem Verstummen über verzweifeltes Ringen um Fassung bis hin zu offener Empörung.

Politische Herausforderungen für die russische Literatur

In den 1990er Jahren dominierte in Russland ein verspieltes postmodernes Schreiben, das die ideologiege-

18 Milan Kundera, The Tragedy of Central Europe, in: *New York Review of Books* 7 (26.04.1984), S. 33-38.

sättigte Sowjetkultur literarisch bewältigen wollte. Bereits 1989 hatte Viktor Jerofejew pointiert festgehalten, dass Literatur, die mehr als Literatur sein wolle, schon deshalb weniger als Literatur sei. Um das Jahr 2000 fand ein Generationswechsel statt. Junge Autoren wandten sich in einem »neuen Realismus« der postkommunistischen Wirklichkeit zu und suchten nach Stilformen, die nicht einfach westeuropäische Muster imitierten. Auch literarische Provokateure drängten auf die Bühne. So veröffentlichte der rechtsradikale Autor Zachar Prilepin 2006 seinen Roman *Sankja*. Als Protagonist tritt hier ein gewaltbereiter Patriot auf, der romantische Diskussionen über die Zukunft Russlands führt, sich rührend um seine Mutter in der Provinz kümmert und eine Liebesaffäre mit einer Aktivistin durchlebt. Der Roman endet mit dem Märtyrertod des Helden im Barrikadenkampf gegen die russische Polizei. 2007 gründete Prilepin mit Alexej Nawalny eine nationalistische Vereinigung und kritisierte das System Putin scharf. Russlands militärische Aggression gegen die Ukraine im Jahr 2014 führte bei Prilepin zu einem bizarren Frontwechsel. Mit der Annexion der Krim verwandelte sich Putin vom politischen Gegner zum Garanten von Prilepins eigenen imperialen Plänen. Prilepin tauchte nun plötzlich in Uniform und mit Waffe im Donbass auf. Seine ideologische Häutung verarbeitete er im Buch *Der Stoßtrupp. Offiziere und Freischärler in der russischen Literatur* (2017). Auf über 700 Seiten rekonstruiert Prilepin, wie klassische und romantische Dichter von Derschawin

das Ende, sondern den Anfang von Prilepins neuem professionellem Selbstverständnis. Auf seinem Facebook-Profil bezeichnet er sich unter der Rubrik »Beruf« als »Offizier der Armee der Donezker Volksrepublik«. Im Fluchtpunkt dieses Projekts steht natürlich Prilepins wenig bescheidene Aspiration auf die Nachfolge Puschkins und den Platz des russischen Nationaldichters im 21. Jahrhundert. Allerdings fehlt der vielleicht wichtigste schreibende Offizier in Prilepins Buch: Lew Tolstoi kämpfte zwar verwegen im Krimkrieg und liebte es, als junger Schriftsteller in voller Uniform und mit prächtigem Offiziersschnurrbart für Fotos zu posieren. Er eignet sich aber herzlich wenig als Rollenmodell für Prilepin, weil er im Alter zu einem radikalen Pazifisten und einem erbitterten Gegner des Zaren wurde. Im russischen Krieg gegen die Ukraine positionierte sich Prilepin klar auf der Seite des Kremls und begrüßte die Selbstisolation Russlands. Ironisch fügte er hinzu: »Das einzige Problem wird für mich sein, wie ich nach Stockholm komme, um den Nobelpreis entgegenzunehmen.« Prilepin steht mit seiner Unterstützung für Putin nicht alleine da. In der »Literaturnaja gaseta« sprachen sich über zweihundert Autoren für den russischen Angriffskrieg aus. Allerdings gehören außer dem Science-Fiction-Autor Sergej Lukjanenko alle Namen zur zweiten oder dritten Garnitur.

Auf der anderen Seite gibt es eine ganze Reihe von Autoren, die sich gegen die Schließung der Gesellschaft wenden. Am deutlichsten haben Ljudmila Ulitzkaja und

schränkt, weil die russische Kultur nach dem Ende der Sowjetunion ihre Literaturzentriertheit verloren hat. Seit 2014 ist die allgegenwärtige Fernsehpropaganda stärker als jede literarische oder publizistische Wortmeldung. Sowohl Ulitzkaja als auch Akunin hatten seit der Annexion der Krim nur noch wenig Hoffnung auf einen politischen Wandel und lebten in einer Halb-Emigration. Ulitzkaja pendelte zwischen Moskau und Italien, Akunin verbrachte viel Zeit in der Normandie und kündigte an, er werde »ab und zu vorbeischauen, ob der allgemeine Rausch vorüber« sei. Gemeinsam mit anderen Schriftstellern haben Ulitzkaja und Akunin den russischen Überfall auf die Ukraine scharf verurteilt und von einer nationalen »Schande« gesprochen. Ulitzkaja ist im März 2022 nach Berlin übergesiedelt, Akunin hält sich in London auf. Beide rufen gemeinsam mit der Crème der Gegenwartsliteratur (Alissa Ganiewa, Alexander Ilitschewski, Vladimir Sorokin u. a.) alle Russischsprachigen dazu auf, den Russen in Russland zu erklären, was in der Ukraine vor sich geht. Akunin hat überdies mit dem Balletttänzer Michail Baryschnikow und dem Ökonomen Sergej Gurjew eine Organisation mit dem programmatischen Namen »Das wahre Russland« gegründet, die Flüchtlinge aus der Ukraine unterstützt.

Sergej Lebedew und Michail Schischkin leben beide aus privaten Gründen im Ausland, verstehen sich aber explizit nicht als Emigrationsschriftsteller. Sergej Lebedew wirft den russischen Intellektuellen vor, sich auf das Thema der Korruption zu versteifen, statt die stali-

den Oppositionspolitiker Alexej Nawalny, der allerdings seine politischen Überzeugungen mit einem hohen persönlichen Einsatz beglaubigt. Lebedew glaubt auch, dass es für die Russen noch zu früh sei, bei den Ukrainern um Vergebung zu bitten. Zuerst müssten die Kriegsverbrecher im Kreml abgeurteilt werden. Michail Schischkin lehnt die konservative Leitkultur ab und fordert ebenfalls ein neues »Nürnberg« für die Verantwortlichen des russischen Angriffs auf die Ukraine.

Ein interessantes Verhaltensmodell hat Dmitrij Bykow ausgearbeitet. Er hatte seine literarische Karriere als patriotischer und antiwestlicher Satiriker begonnen. Bis heute bezeichnet er die Sowjetunion als »Höhepunkt der russischen Geschichte«. Zwar sei die Sowjetunion ebenso unfrei gewesen wie der heutige Staat, habe aber auf einem höheren intellektuellen Niveau gestanden. Nach den Massenprotesten von 2011 stellte er das Internetprojekt »Dichter und Bürger« vor. Bykow zitiert mit diesem Titel ein berühmtes Poem von Nikolaj Nekrassow aus dem Jahr 1855, in dem sich folgende programmatische Zeilen finden: »Dichter musst du nicht unbedingt sein, aber Bürger zu sein bist du verpflichtet.« Bykow deutete diesen Auftrag auf eigenwillige Weise: In satirischen Versen, die keinen Anspruch auf literarische Lorbeeren erheben, kommentierte er die Tagespolitik. Die Krim-Annexion stürzte Bykow in ein Dilemma. Einerseits musste ihm die territoriale Erweiterung seiner Heimat gefallen, andererseits hatte er sich in der Öffentlichkeit als scharfer Putin-Kritiker positio-

Frühjahr 2019 wurde er mit Vergiftungserscheinungen in ein Krankenhaus eingeliefert. Zunächst behauptete Bykow, er habe etwas Verdorbenes gegessen. Erst nach dem Giftanschlag auf Nawalny im August 2020 notierte Bykow in seinem Blog: »Für mich war von Anfang an klar, dass ich das Opfer einer zielgerichteten Attacke geworden war. Warum habe ich so lange behauptet, es sei eine gewöhnliche Lebensmittelvergiftung? Weil es mir nicht gefällt, ihnen zu verstehen zu geben, dass sie ihr Ziel erreicht haben.« Bykows verspätetes Eingeständnis zeigt, dass er nicht nur eine Oppositionsrolle einnehmen will, sondern die Deutungshoheit des Kremls herausfordert. Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine sprach Bykow vom Ende der Moskauer Periode in der russischen Geschichte und vom Neubeginn einer Kiewer Periode. Putins Herrschaft sei eine Verlängerung der Herrschaft des Moskauer Fürstentums, das sich selbst zur fortwährenden Expansion verurteilt habe. Demgegenüber zeichne sich die neue Kiewer Periode durch eine nationale Selbstironie aus, die ihre beste Verkörperung in der Person des früheren Komikers Wolodymyr Selenskij gefunden habe.[20]

20 Dmitrij Bykov, Putin – posmertnyj političeskij proekt, in: *Novaja*

Russischsprachige Abgrenzungen von Russland in Belarus

Die Diktatoren in Russland und Belarus haben in der jüngsten Vergangenheit ihre zivilisierte Maske abgelegt und zeigen ihre gewaltbereite Fratze. Wie eine anachronistische Insel ragt die Lukaschenka-Diktatur als Fortsetzung eines Sowjetstaats unter postkommunistischen Bedingungen in den Ozean der Gegenwart hinein. Der Kreml scheint sich im Ausbau seiner Repressionen an diesem Modell zu orientieren. Überhaupt besteht eine enge Verbindung zwischen den beiden Staaten, die seit 1997 eine schwach ausgebaute Union bilden. Seit einem Referendum von 1995 verfügt Belarus außerdem über zwei Staatssprachen: das Russische und das Belarussische. Ein guter Teil der belarussischen Literatur wird auf Russisch verfasst. Am berühmtesten ist der Fall der Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch, die ausschließlich auf Russisch schreibt. Sie versteht sich selbst als Chronistin der kommunistischen Utopie und spürt der Sowjetnostalgie der Transformationsverlierer nach, lässt aber auch Gegenstimmen ungefiltert zu Wort kommen. Der radikale Regimekritiker Sascha Filipenko bedient sich ebenfalls des Russischen. Er sieht keinen Grund, Belarussisch zu schreiben: »Wozu? Um die belarussische Sprache zu retten? Die Sprache braucht keine Hilfe, und wer Stalin überlebt hat, überlebt alles.« In seinem Roman *Der ehemalige Sohn* beschreibt er einen jungen Mann, der auf einer Demonstration schwer verletzt wird und nach einem zehnjährigen Koma wieder

verändert hat. Filipenko reagierte mit dieser düsteren Vision auf die brutale Niederschlagung der Proteste im Jahr 2010, als sich der Machthaber Lukaschenka zum vierten Mal im Amt bestätigen ließ. Filipenko hatte seinen Wohnsitz 2003 nach St. Petersburg verlegt, reiste aber regelmäßig nach Minsk – auch um an Protesten teilzunehmen. Die größte Herausforderung für Belarus erblickt er in der schwierigen Versöhnung der Bevölkerung, die in eifrige Befürworter und eingeschworene Gegner des Präsidenten gespalten ist.

Viktor Martinowitsch verfasst seine Romane jeweils abwechselnd auf Russisch oder Belarussisch: In der Abfolge seiner Romane seien jeweils die ungeraden Werke auf Russisch und die geraden auf Belarussisch erschienen. Deshalb stößt er – ähnlich wie Swetlana Alexijewitsch – bei seinen belarussischen Schriftstellerkollegen auf offene Kritik. Man werfe ihm vor, sich zu wenig für die eigene Nationalliteratur zu engagieren. Umgekehrt erscheine er aber auch in der russischen Literatur als Fremdkörper. Allerdings übersetzt er seine eigenen Werke nicht selbst in die jeweils andere Sprache. Er begründet dies damit, dass jeder Roman ein sprachlich verfasstes Kunstwerk darstelle. Eine Übersetzung würde das Kunstwerk von Grund auf verändern und einen anderen Roman hervorbringen. In seinem Roman *Revolution* schildert er die Anwerbung eines Universitätsdozenten durch den russischen Geheimdienst. In verschiedenen Episoden beschreibt er den moralischen Verfall seines Protagonisten, der dem unbedingten Gehorsam gegenüber dem Staat sogar die Fähigkeit zu lie-

dem Buchmarkt erhältlich, in Belarus kann der Besitz des Buchs zu strafrechtlicher Verfolgung führen.

Die Situation in Belarus zeigt deutlich, dass die Reduktion des literarischen Kanons auf die belarussische Sprache weder der kulturellen Vielfalt noch dem schöpferischen Selbstverständnis der Autoren gerecht wird. Möglicherweise wird man in Zukunft zwischen einer im engeren Sinne russischen Nationalliteratur und einer breiteren russischsprachigen Literatur unterscheiden müssen.

Ein eigener ukrainischer Literaturraum

Die Politisierung der Literatur in Russland und Belarus folgt oft einem bestimmten Muster: Ein mutiger, wortgewaltiger Einzelner erhebt sich gegen den Staatskoloss. In der Ukraine konnte sich nach 1991 keine autoritäre Herrschaft etablieren. Juri Andruchowytsch reagierte auf das Auseinanderbrechen der Sowjetunion mit seinem Schelmenroman *Moscoviada*: Ein ukrainischer Schriftsteller zieht durch die russische Hauptstadt, die ihm als eine Kloake von Gewalt, Verrat und Tod erscheint. Mit dieser autobiographischen Schilderung führte Andruchowytsch die satirische Tradition der ukrainischen Literatur weiter, die von Iwan Kotljarewski und Petro Hulak-Artemowski im frühen 19. Jahrhundert begründet wurde. Nach 2014 machte sich er sich zum Wortführer eines galizischen Selbstbe-

einer früheren Entgleisung: Im Jahr 2005 hatte er die Menschen im Donbass als »Neandertaler« bezeichnet, mit denen buchstäblich kein Staat zu machen sei. Nach dem russischen Angriff 2022 rief er seine Mitbürger dazu auf, nur noch die ukrainische Sprache zu verwenden, weil die russische Sprache eine Waffe Putins sei. Es gebe nun nur noch eine Ukraine, die um ihre Freiheit kämpfe.

Juri Andruchowytschs Tochter Sofia bemüht sich in ihren Romanen um eine Integration der verschiedenen ukrainischen Geschichtskulturen. Ihr Roman *Amadoka* (2020) kreist um das Motiv des Vergessens und Erinnerns – der Protagonist hat im Krieg im Donbass sein Gedächtnis verloren. Im Verlauf des Romans kommen schmerzhafte Themen der ukrainischen Geschichte zur Sprache, wie etwa das Schicksal der jüdischen Gemeinschaft oder die Kollaboration mit totalitären Herrschaftssystemen. Sofia Andruchowytsch stützt sich in diesem monumentalen Werk auf Archivrecherchen und wissenschaftliche Forschungsliteratur. Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine meldete sich die Autorin in einem beeindruckenden Text zu Wort, in dem sie den Krieg auch als persönliche Sprachkrise bezeichnete. Sie wisse nicht, ob sie in Zukunft noch schreiben könne: »Als ich noch eine Schriftstellerin war, erforschte ich das Trauma, die Schuldgefühle und den Totalitarismus, der menschliche Leben im 20. Jahrhundert zerstörte. Heute leidet jeder Ukrainer unter dem Schuldgefühl, dass er zu wenig mache – in einer Situation, in aber das Gemeinschaftsgefühl und die Sorge um andere haben eine Energie freigesetzt, die im Normalzustand nicht denkbar ist. Ich weiß nicht, ob ich nach dem Krieg noch Schriftstellerin sein werde. Die Wörter haben ihre Natur geändert.«[21]

Ein ambitioniertes Projekt zur Etablierung einer autonomen ukrainischen Kultur legte Oksana Sabuschko 2010 mit ihrem epischen Roman *Das Museum der vergessenen Geheimnisse* vor. Sie behandelte alle historischen Themen, die nach dem Ende des Sowjetsystems in das Bewusstsein der Gesellschaft zurückkehrten: die verheerende Hungersnot von 1932/33 (Holodomor), die Nazi-Besatzung der Ukraine, die Rolle der Ukrainischen Aufstandsarmee, die innere Kolonisierung der Ukraine durch den Kreml und die Politisierung der Medien im Postkommunismus. Allerdings tappte Sabuschko mit ihrem Roman in die Falle der Selbstviktimisierung. Im *Museum der vergessenen Geheimnisse* kämpfen alle gegen die Ukrainer: die Polen, die Deutschen, die Russen. Sabuschko vertritt das Ideal einer kulturell homogenen Ukraine, die sich gegen verderbliche Einflüsse vor allem aus dem byzantinischen Russland wehren müsse. In ihrem Eifer ging sie so weit, dass sie die ukrainischen Frauen aufforderte, während des Gottesdienstes ihr Haar nicht zu bedecken. Diese ostkirchliche Sitte stelle in der europäischen Ukraine ein fremdes Element dar und müsse mit der Bevormundung

21 Sof'ja Andruchovyč, Robljači bil'še, niž možlivo, in: *Lokal'na is-*

der Frau durch den Hidschab verglichen werden. Nach dem russischen Überfall schrieb Sabuschko auf Facebook, dass Europa endlich aufgewacht sei: »Europa schaut mit wahrer Begeisterung auf die Ukraine und ihre Armee und bittet uns, den Europäern beizubringen, wie man so etwas macht, woher dieser Kampfgeist kommt. Die wilde Geschichtshündin hat sich von der Kette losgerissen und stürmt vorwärts. Die Ukrainer bewegen den Globus.«

Für Oksana Sabuschko ist klar, dass die ukrainische Literatur ausschließlich aus ukrainischsprachigen Werken besteht. Dem klassischen Dreigestirn der ukrainischen Literatur hat sie je eine eigene literaturwissenschaftliche Untersuchung gewidmet. Aus ihrer Sicht bilden Taras Schewtschenko, Lesja Ukrainka und Iwan Franko drei grundlegende soziologische Identitäten in der Ukraine ab: die Kosaken, den Adel und die Intelligenzija. Natürlich entsteht aus dieser Arbeit am Kanon auch ihre eigene literarische Identität: Sabuschko versteht sich als Feministin, deren persönliche Emanzipationserfahrung auch auf die ukrainische Gesellschaft ausgedehnt werden kann. Nach dem Massaker in Butscha zog Sabuschko gegen die gesamte russische Kultur vom Leder und meinte, dass »die russische Literatur die Tarnnetze für die russischen Panzer« gewoben habe. Als Beispiel nannte sie Turgenjews Erzählung »Mumu«, in der eine herzlose Gutsbesitzerin ihren alten Diener zwingt, einen Hundewelpen zu töten: »Der Weg für die Bomben ist immer gepflastert mit Büchern und wir sind müssen einen langen prüfenden Blick auf unsere Bücherregale werfen.«[22]

Eine Gegenposition dazu nimmt der Rockmusiker und Lyriker Serhii Zhadan ein, der aus dem Osten der Ukraine stammt. Obwohl er selbst ausschließlich auf Ukrainisch schreibt, betrachtet er auch russischsprachige Texte als integralen Bestandteil der ukrainischen Literatur. In seinen Romanen beschreibt Zhadan seine ostukrainische Heimat als öde, ausgebeutete Landschaft, die aber gerade wegen ihrer ästhetischen Anspruchslosigkeit die Menschen zu schöpferischer Kulturarbeit aufruft. Bereits 2014 hatte er ein gesteigertes Sensorium für die fragile menschliche Existenz im Krieg entwickelt. Alles geschieht nun im Zeichen des immer drohenden Todes. Zhadan versteht seine Texte als Zeugnisse einer engagierten Zeitgenossenschaft. *Warum ich nicht im Netz bin* (2016) ist eine Sammlung von Gedichten und rhythmisierten Prosastücken, in denen auch die sprachlichen Kategorien Kriegsversehrungen davontragen: »Plötzlich werden aus deinen Bekannten Einberufene, Verwundete und Gefangene.«

In seinem Roman *Das Internat* (2018) hat Zhadan dem seit 2014 andauernden Krieg im Donbass eine gültige literarische Gestalt gegeben. In einer umkämpften Stadt in der Ostukraine will ein Lehrer seinen Neffen aus einem Internat zu sich holen. Der Roman schildert den Irrweg des Lehrers von einem Ende der Stadt zum

22 Oksana Zabushko, No guilty people in the world? Reading Russian literature after the Bucha massacre, in: *The Times Literary*

anderen – überall lauern Gefahren, im kalten Nebel verschwimmen Freund und Feind, man muss raten, wo es sicherer ist, Ukrainisch zu sprechen und wo Russisch. Die Kriegssituation bringt die allgemeine Orientierungslosigkeit zum Vorschein: Auch der Protagonist des Romans hat sich nie entschieden, zu welcher Seite er gehört. Er traut sich nicht einmal zu sagen, dass er Ukrainisch unterrichtet.

Der russische Einmarsch stellte in einem gewissen Sinn eine neue Eindeutigkeit her. Zhadan rief auf Facebook in regelmäßigen Videoselfies zur Verteidigung Charkiws auf. Die wiederkehrende Schlussformel seiner Posts lautet: »Schlaft, Freunde! Morgen werden wir dem Sieg einen Tag näher sein.«

Die Ereignisse von 2014 haben bei einzelnen Autoren zu einem Sprachwechsel geführt. Der Lyriker Boris Chersonskij aus Odessa schreibt seine Texte seit der Annexion der Krim nicht mehr auf Russisch, sondern auf Ukrainisch. Auch der aus Donezk stammende Wolodymyr Rafejenko hatte seine Poesie und Prosa ursprünglich ausschließlich auf Russisch verfasst. 2014 siedelte er nach Kiew über und wechselte vier Jahre später für sein literarisches Schreiben ins Ukrainische. In einem Interview bekannte er verschmitzt, dass »Russland sich enorm anstrengen musste, damit ich anfing auf Ukrainisch zu schreiben«. In seinem ersten ukrainischsprachigen Roman *Mondegreen* schildert Rafejenko in einer autobiographischen Parabel die dramatische Begegnung der russischen und ukrainischen Sprachkultur

ge Literatur etabliert, die nur noch von einzelnen Stimmen in Frage gestellt wird. Gerade die aktuelle Renaissance des Nationaldichters Taras Schewtschenko, der seine Poesie auf Ukrainisch und seine Prosa auf Russisch verfasst hat, verweist auf ein offenes Verständnis des ukrainischen Literaturkanons.[23] Letztlich geht es nicht nur um die Integration von Werken in russischer Sprache, sondern um eine vielfältige Präsenz von Autoren, die in polnischer, deutscher, jiddischer, ungarischer oder rumänischer Sprache einen Beitrag zur kulturellen Konstruktion der ukrainischen Nation geleistet haben.

Literatur von den Rändern in Polen

Die engagiertesten Stimmen der polnischen Gegenwartsliteratur kommen aus Schlesien. Olga Tokarczuk und Szczepan Twardoch setzen damit eine prominente Tradition der literarischen Dezentriertheit fort. Gerade die räumliche Distanz zur Hauptstadt Warschau und zur Königsgruft in Krakau stattet die Autoren an den Rändern mit einer Überzeugungskraft aus, die Michel Foucault als »Parrhesie« bezeichnet – als den Mut, die Wahrheit auszusprechen. Bisher tabuisierte Themen wurden zum Gegenstand literarischer Debatten. Man sprach über Homosexualität, über die Vertreibung der Deutschen, über polnische Kollaboration bei der Er-

23 Jenny Alwart, *Mit Taras Ševčenko Staat machen. Erinnerungskul-*

mordung der Juden und über die Macht der katholischen Kirche.

Olga Tokarczuk stammt aus einer ostpolnischen Familie, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die »neu erworbenen Westgebiete« zwangsumgesiedelt wurde. Als Intellektuelle passte sie sich nie den Zwängen des kommunistischen Regimes an, gleichzeitig hielt sie aber auch Distanz zum politischen Milieu der Dissidenten. In ihrem Schreiben verweigert sie sich radikal allen ideologischen Schablonen. Das hindert sie allerdings nicht, ihre Stimme im aktuellen geschichtspolitischen Streit zu erheben. So unterzeichnete sie einen Protestbrief gegen ein umstrittenes Gesetz, das unter anderem »die Wahrung des guten polnischen Namens in der Welt« schützen sollte. In einem Interview aus dem Jahr 2001 erklärte sie: »Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit reizt mich sehr. Es gibt keine eindeutige Vergangenheit. Das, was wir als Vergangenheit begreifen, ist nur eine der möglichen Interpretationen, ein Blickpunkt, der nicht den Anspruch erheben kann, objektiv zu sein.« Den literarischen Tatbeweis für diese Aussage trat sie mit dem Roman *Die Jakobsbücher* (2014) an. Neun Jahre hatte Tokarczuk an dem epischen Werk geschrieben. Auf über tausend Seiten wird die untergegangene Welt der polnisch-litauischen Adelsrepublik geschildert. Bereits im vollständigen Originaltitel umspielt Tokarczuk die barocke Üppigkeit ihres literarischen Gegenstands: »Die Jakobsbücher oder Eine große Reise über sieben Grenzen, durch fünf Sprachen und drei große Religionen, die kleinen nicht mitgerechnet«. Im Zentrum steht Jakob Joseph Frank (1726-1791), der sich als Messias verstand. Als Hommage an diese gleichzeitig faszinierende und größenwahnsinnige Gestalt ist auch die umgekehrte, hebräische Seitennummerierung des Buchs zu verstehen. Tokarczuk legitimiert die Rückwärtspaginierung mit dem schönen Satz, dass jede Ordnung nur eine Frage der Gewöhnung sei. Damit setzt die Nobelpreisträgerin des Jahres 2018 einen ironischen Kontrapunkt zur patriotischen Geschichtsschreibung der staatlichen Kulturpolitik.

Szczepan Twardoch ist in der Nähe von Gliwice aufgewachsen. Er hat mit seinen Romanen *Morphin* (2012), *Drach* (2014), *Der Boxer* (2017) und *Das schwarze Königreich* (2018) in schneller Kadenz ebenso eigenwillige wie erfolgreiche literarische Verarbeitungen der polnischen Geschichte vorgelegt. Dabei gerät vor allem die Warschauer Halbwelt in sein Visier. Mit seiner Themenwahl reagiert er polemisch auf die heroische Geschichtspolitik der konservativen polnischen Regierung. Twardochs Schreiben ist allerdings nicht frei von Effekthascherei – vor allem der gezielte Einsatz von Gewaltorgien und Sexszenen wirkt manchmal wie eine Verneigung in Richtung Hollywood. Nach der russischen Invasion in die Ukraine hat sich Twardoch in einem fulminanten Artikel zu Wort gemeldet und den westlichen Intellektuellen geraten, »die Klappe zu halten«: »Lasst eure komplizierten Theoriegebäude, die auf Ignoranz und Arroganz gebaut sind. Ihr wisst wirklich nicht besser als wir, was Russland ist. Nie rollten

das Anrücken der russischen ›Befreier‹ für uns bedeutete, jene Europäer, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg auf der schlechteren Seite des Eisernen Vorhangs fanden. Eure exotiktrunkenen Abhandlungen über die ›russische Seele‹ sind wertlos.«[24]

Twardoch stellt sich mit dieser Tirade in die Tradition des engagierten Sprechens, das im Werk von Adam Mickiewicz und Czesław Miłosz seine berühmtesten Ausprägungen gefunden hat. Der Nationaldichter Adam Mickiewicz versteckte in kunstfertig formulierten Texten brisante politische Botschaften, in denen ein romantisch verklärter Widerstand gegen die russische Besatzungsmacht aufschien. Bald wurde sein Name zum Inbegriff des polnischen Patriotismus. Sogar das kommunistische Regime reklamierte den schillernden Nationaldichter für sich, indem es die Parteizeitung *Trybuna Ludu* (»Volkstribüne«) nach dem Vorbild von Mickiewicz' *Tribune des Peuples* benannte. Der stalinistische Präsident Bolesław Bierut wollte in Mickiewicz sogar einen Protokommunisten erblicken, der für den »Weltfrieden« und die »Befreiung der Menschheit« kämpfte. Mickiewicz konnte aber auch für die Gegenseite zum politischen Symbol werden. 1968 wurde eine Theateraufführung der *Vorväter* in Warschau zum Fanal für einen Volksprotest gegen die Machthaber. Die antirussischen Passagen in diesem Werk wurden vom Publikum mit begeistertem Applaus aufgenommen. Die Behörden setzten das Stück ab und lösten damit breite Studentenproteste aus. 1999 erzielte Andrzej Wajda mit der Verfilmung von Mickiewicz' Nationalepos *Pan Tadeusz* einen Kassenschlager in den polnischen Kinos. Noch in der polnischen Netflix-Produktion *1983* aus dem Jahr 2018 zitieren aufmüpfige Studenten Mickiewicz als Inbegriff nationaler Überzeugungen. Die Serie zeigt einen autoritären kommunistischen Staat, der bis in die Gegenwart überlebt und modernste Technologien entwickelt hat.

In der Zwischenkriegszeit warf sich der junge Czesław Miłosz in der Nachfolge Mickiewicz' als junger Dichter zum Erzieher der Nation auf. Den Krieg überlebte er im Untergrund. Nach einem kurzen Flirt mit dem kommunistischen Regime erteilte er dem *Verführten Denken* (1953) in seiner Heimat eine radikale Absage und versuchte in einem autobiographischen Essay »das heimatliche Europa« (1958) zu finden. Wie Mickiewicz verstand sich auch Miłosz als litauischer Autor, der auf Polnisch schreibt. Beide neigten zur Historiosophie: Mickiewicz erging sich im Pariser Exil in esoterischen Spekulationen, Miłosz erwog sogar die Theokratie als ideale Staatsform für Polen. Für die konservative Kulturpolitik der polnischen Regierungspartei dient Mickiewicz als zuverlässiger Kompass, der mit seiner absoluten Verdammung Russlands die Richtung weist. Miłosz hingegen erscheint als unzuverlässiger Kosmopolit. Vor einer Streichung aus dem Kanon der Schullektüre bewahrt ihn allerdings eine späte Ode zum achtzigsten Geburtstag von Johannes Paul II.

Das komplizierte Verhältnis von Staat und Nation ist in Osteuropa bis heute ein Problem. Die Durchmischung verschiedener Nationalitäten stellte große Herausforderungen an die staatliche Organisation und konnte nur begrenzt im Rahmen von Minderheitsgesetzgebungen aufgefangen werden. Die Donaumonarchie bildete für viele ethnische Gruppen den bürokratischen institutionellen Rahmen. In den Lebensläufen vieler Intellektueller vermischten sich kulturelle und ethnische Identifikationen. Rainer Maria Rilke erklärte 1920 in einem Brief: »Ich bin Österreicher, übrigens in Prag geboren, bin mir aber der vielfältigen Zusammensetzung der österreichischen Natur, in deren deutsche Mitte einerseits das Lateinische, andererseits das Slawische weit hineinreicht, von Kindheit an eigentümlich bewusst gewesen; ein Heimatgefühl überkam mich zuerst im Jahre 1899 in Moskau: ich musste mit einem Schlage im russischen Wesen das mit Vertrauteste erkennen und erfahren, in einer wie vagen und unzusammenhängenden Umgebung ich bis dahin gelebt hatte.«[25] Und Ödön von Horváth schrieb im Jahr 1929: »Sie fragen mich nach meiner Heimat, ich antworte: ich wurde in Fiume geboren, bin in Belgrad, Budapest, Pressburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Pass – aber: ›Heimat‹? Kenn' ich nicht. Ich bin eine typisch alt-österreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch – mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist deutsch.«[26] Der Bundesgeschäftsführer der SPD, Peter Glotz, der aus einer vertriebenen sudetendeutschen Familie stammte, hielt 1986 fest, dass »Mitteleuropa« zurückgewonnen werden müsse, zunächst als Begriff, dann als Wirklichkeit.[27] Auch heute gibt es noch Selbstbeschreibungen, die gerade den Kulturmix als die eigene kulturelle Identität beschreiben. So versichert der Krakauer Schauspieler Jerzy Stuhr in seinen Memoiren, dass er bei seinen ersten Engagements in einem Theater in Triest nie das Gefühl hatte, er verlasse seinen angestammten Kulturraum. Es werde ihm immer klarer, dass er selbst ein »Mitteleuropäer« (»Mitteleuropejczyk«) sei.[28]

Bezeichnenderweise war für die meisten der relativ jungen Staaten in Osteuropa, die aus der Zerfallsmasse des österreichisch-ungarischen Vielvölkerreichs hervorgingen, das zentralisierte und kulturell homogenisierte Frankreich das ultimative Vorbild. Während die nationalen Einigungen in Italien und Deutschland im 19. Jahrhundert gelangen, scheiterten der Tschechoslowakismus und der Jugoslawismus im 20. Jahrhundert. Weder den Tschechen noch den Serben gelang es, eine überlebensfähige supranationale Identität zu schaffen, ohne die eigenen und die Partnernationen vor den Kopf zu stoßen. Auch die Sowjetunion brach 1991 entlang national definierter Linien auseinander, obwohl die Bresch-

26 Kurt Bartsch, *Ödön von Horvath*, Stuttgart, Weimar 2000, S. 5.
27 Timothy Garton Ash, Mitteleuropa?, in: *Daedalus* 1 (1990), S. 1-

njew-Verfassung von 1977 in einer hochtrabenden Präambel behauptet hatte, dass in den Jahrzehnten sozialistischer Herrschaft ein »Sowjetvolk« entstanden sei.

Der Marxismus hat die Langlebigkeit nationaler Überzeugungen radikal unterschätzt. Die Nationalismen sind im Sozialismus entgegen vollmundiger ideologischer Ankündigungen keineswegs abgestorben, sondern höchstens verdrängt worden. Nach dem Ersten Weltkrieg erwies sich Wilsons Konzept des Selbstbestimmungsrechts der Völker als Chimäre. Weitreichende Grenzverschiebungen führten dazu, dass Staat und Nation nicht zusammenfielen. Später bewirkten der Holocaust, ethnische Säuberungen und Umsiedlungen, dass viele osteuropäische Nationen gegenüber der Zwischenkriegszeit viel homogener wurden. Zahlreiche Staaten beklagen sich darüber, geteilte Nationen zu sein. Russland versuchte zunächst, seine nach 1991 verlorenen Einflussgebiete im Konzept der »Russischen Welt« wieder einzufangen. Der bewaffnete Marsch auf Kiew, die »Mutter aller russischen Städte«, ist im Februar 2022 krachend gescheitert. Für manche konservative Polen bleiben Lwów und Wilno Zentren der eigenen Nationalkultur. Ungarn fühlt immer noch den Schmerz der Wunde von Trianon. Für nationalistische Serben und Kroaten bedeutet das Staatsgebilde von Bosnien-Herzegowina eine ständige Provokation ihrer eigenen nationalen Einigungsträume. Die Albaner fühlen sich benachteiligt, weil sie in drei verschiedenen Staaten leben.

Staatlichkeit verbindet sich in Osteuropa oft mit der prekären Erfahrung von Frustration und Fremdherr-

des nationalen Überlebens überhöht. Die intensivierte literarische Produktion in Polen im 19. Jahrhundert, die gesellschaftliche Bindungskraft des Albanismus, die Reslawisierung der tschechischen Sprache in der böhmischen »Wiedergeburt« sind Beispiele für diese Kulturzentriertheit vieler osteuropäischer Nationen im Zustand der Staatslosigkeit.

Auch religiöse und konfessionelle Befindlichkeiten müssen berücksichtigt werden. Der Katholizismus in Polen hat entscheidend zum Zusammenbruch der kommunistischen Systeme in Osteuropa beigetragen – und diese Gefahr wurde vom sowjetischen Geheimdienst früh erkannt. Bereits 1981, also im dritten Jahr des Pontifikats, gab der KGB ein Attentat auf Johannes Paul II. in Auftrag. In Russland und Serbien kommt der orthodoxen Kirche eine staatstragende Funktion zu. In Polen und in Kroatien haben sich regelrechte katholische Nationalkirchen herausgebildet, die dem orthodoxen Vorbild der östlichen Nachbarstaaten zu folgen scheinen.[29] In Russland und Polen werden neue Sakralbauten offen als nationale Denkmäler eingesetzt. 2020 wurde bei Moskau die »Kirche der russischen Streitkräfte« mit einem 75 Meter hohen Glockenturm eingeweiht. Zunächst war geplant, auf kunstvollen Mosaiken die politische Führung des Kremls abzubilden. Nach Protesten in den sozialen Medien wurde jedoch auf diese Ausschmückung verzichtet. Ebenfalls über gigantische Ausmaße verfügt das 2016 fertiggestellte »Heiligtum

der göttlichen Vorsehung« bei Warschau, das 1500 Gläubigen Platz bietet. Der Monumentalbau erinnert an die polnische Verfassung vom 3. Mai 1791 und verfügt auch über ein »Pantheon großer Polen«.

In der Ukraine konkurrierten bis vor Kurzem vier Kirchen mit orthodoxem Ritual um die Gunst der Gläubigen. 2018 entstand in einem religiösen Einigungsakt die »Orthodoxe Kirche der Ukraine«. Präsident Poroschenko nannte den Akt eine »spirituelle Unabhängigkeitserklärung« der ukrainischen Nation. Die tschechische Gesellschaft war lange in Reformierte und Katholiken gespalten und ist heute weitgehend säkularisiert. Die unterschiedlichen Einflusskräfte der Religion auf die osteuropäischen Gesellschaften haben letztlich Gemeinschaften hervorgebracht, die über die Sprachgruppen hinausgehen und zusätzliche Identifikationsangebote schaffen. Die Kraft dieser Bindungen scheint in der Gegenwart im Osten stärker als im Westen zu sein und schafft möglicherweise sogar Abgrenzungsgefühle gegenüber dem »gottlosen Westen«. Allerdings muss man in Rechnung stellen, dass konfessionelle Identifizierungen oft nur als Kultursymbolik auftauchen und nicht unbedingt von einer tieferen Religiosität zeugen. So bezeichnen sich in Russland 70 Prozent der Bevölkerung als »orthodox«, aber nur 30 Prozent geben an, überhaupt an Gott zu glauben.[30] Der russische Überfall auf die Ukraine hat schließlich deutlich gemacht, wie eng die Verbindungen von Kirche und Staat in Russland sind. Patriarch Kirill hat den russischen Angriff auf die Ukraine bedingungslos unterstützt und von einem »metaphysischen Kampf« gegen schädliche westliche Einflüsse gesprochen.[31]

30 Boris Dubin, Aleksej Malašenko, Obraz pravoslavnogo verujuš-

Postsozialistische Befindlichkeiten

Die Wende von 1990 hat zwar die kommunistischen Regimes in Osteuropa wie Kartenhäuser einstürzen lassen. Das ideologische Vakuum hatte sich allerdings schon mindestens zwanzig Jahre früher ausgebreitet. Niemand glaubte mehr so recht an den Erfolg des sozialistischen Aufbaus. Auf dem 22. Parteikongress 1961 hatte Chruschtschow vollmundig die Errichtung des Kommunismus »in zwanzig Jahren« angekündigt. Als dieses Datum immer näher rückte, griffen die Chefideologen des Kremls zu einem Trick. Sie schoben die zeitlich undefinierte Epoche des »entwickelten Sozialismus« in das marxistische Geschichtsmodell ein und verankerten sie prominent in der Präambel der Breschnjew-Verfassung von 1977. In der späten Sowjetunion stand die Zeit still. Man hatte die Bevölkerung zwar auf eine lichte Zukunftserwartung eingeschworen, pferchte sie aber im Vorhof des verheißenen Paradieses ein. »Alles war für immer, bis es nicht mehr war« – so hat der amerikanische Sozialanthropologe Alexei Jurtschak das Lebens-

31 Natalija Zenger, Regula Zwahlen, Stefan Kube, Der Krieg in der

gefühl der letzten sowjetischen Generation beschrieben.[32]

In den osteuropäischen Satellitenstaaten gab es im Unterschied zur Sowjetunion alternative politische Ordnungsmodelle. Die sozialistischen Regimes in Ostmitteleuropa hatten statt vier Generationen nur zwei Generationen geprägt. Die Staaten zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer konnten immerhin auf eine zwanzigjährige staatliche Unabhängigkeit in der Zwischenkriegszeit zurückblicken, in der die Stärkung der Nationalkultur eine zentrale Rolle gespielt hatte. Im Frühjahr 1990 bereiste der amerikanische Journalist John Feffer Osteuropa und unterhielt sich mit den Menschen, die sich nun in einer Welt ohne Eisernen Vorhang wiederfanden. Die meisten waren überzeugt, dass sie in fünf Jahren wie Westeuropäer leben würden. Ein Vierteljahrhundert später wiederholte Feffer seine Reise und sprach erneut mit seinen Interviewpartnern. Mittlerweile hatte sich Ernüchterung breitgemacht und der kapitalistische Liberalismus, auf den man alle Hoffnungen gesetzt hatte, war ein »gestürzter Gott«.[33]

Der bulgarische Politologe Ivan Krastev hat das osteuropäische Unbehagen über die westlichen Anforderungen hinsichtlich Demokratie, Marktwirtschaft und Rechtsstaatlichkeit als Folgen eines »Nachahmungsimperativs« gedeutet: Die europäische Integration habe sich als Aufforderung herausgestellt, alle Nationen müssten letztlich so werden wie Deutschland. Zu Beginn der 1990er Jahre entfaltete die »deutsche Perspektive« einige Strahlkraft in Osteuropa. Mittlerweile gibt es in Brüssel eine Erweiterungsfatigue, während man in Osteuropa das westliche Modell zunehmend in Misskredit bringt und nach Alternativen sucht. In seinem Buch *Europadämmerung* beschreibt Krastev die Kern-EU als einzigartiges Ökosystem, das den Galapagos-Inseln gleiche. Dort gedeihen Pflanzen und Tierarten, die für sich selbst genommen wunderbar sind, aber keinen Bezug zur Außenwelt haben. Genauso verhalte es sich mit der europäischen Nulltoleranz für Korruption. Sie beanspruche zwar in Finnland, Deutschland oder Frankreich selbstverständliche Geltung, sei aber Fremdkörper in den osteuropäischen EU-Mitgliedstaaten, die über eine gewaltgeprägte Vergangenheit verfügen. Krastev diagnostiziert innerhalb der EU ein westliches Wertediktat, das sogar zu einer neuen Ost-West-Spaltung Europas führen könne.[34]

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann hat Krastev widersprochen und ihm vorgeworfen, er sei ein Fatalist seiner eigenen dichotomischen Geschichtskonstruktion. Den »Westen« als liberales und kapitalistisches Projekt gebe es in dieser reinen Form gar nicht. Viel wichtiger sei das Thema der Menschenrechte, das seit der Schlussakte von Helsinki 1975 auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs auf erhebliche Resonanz gesto-

32 Alexei Yurchak, *Everything was Forever, Until it was No More. The Last Soviet Generation,* Princeton 2006.

33 John Feffer, *Shock Waves. Eastern Europe after the Revolutions,*

ßen sei.[35] In der Tat haben in den 1990er Jahren die meisten Staaten des ehemaligen Ostblocks die Europäische Menschenrechtskonvention unterzeichnet und dadurch die Wichtigkeit dieser Werte hervorgehoben, auch wenn das Verständnis dieser Werte unterschiedlich war.

Heute stehen vor allem Polen und Ungarn am Pranger der europäischen Kommission. Jarosław Kaczyński kündigte bereits in den 1990er Jahren dem »postkommunistischen Filz« den Kampf an, er sah das von einer liberalen Regierung gelenkte Polen »in Ruinen« und verordnete seinem Land einen »Wandel zum Guten«.[36] Gemeint war damit, dass nicht jeder das tun könne, was er wolle, sondern »das Gute« tun müsse.[37] Viktor Orbán erklärte im Jahr 2014 publikumswirksam, er wolle in Ungarn eine »illiberale Demokratie« errichten. Die Europäische Union ist schockiert über diese ideologische Marschrichtung und geht mit rechtlichen und wirtschaftlichen Disziplinierungsmaßnahmen gegen die beiden Störenfriede vor.

Man darf jedoch nicht vergessen, dass die demokratische Auflösung des kommunistischen Ostblocks ausgerechnet in Polen und Ungarn ihren Anfang genommen hatte. Timothy Garton Ash wies bereits 1990 darauf hin, dass die Auflösung der sozialistischen Herrschaft in Polen zehn Jahre, in Ungarn zehn Monate, in der DDR zehn Wochen und in der Tschechoslowakei zehn Tage gedauert habe.[38] Die Aktionen der unabhängigen Gewerkschaft Solidarność und die ungarischen Reformen nach der Ära Kádár bahnten allen osteuropäischen Gesellschaften den Weg in die Freiheit.[39] Die Tradition des Aufstandes ist auch im 19. Jahrhundert am prominentesten in Polen und Ungarn sichtbar: 1830 und 1863 erhoben sich die Polen gegen die russischen Besatzer, 1846 gegen die Preußen und die Österreicher. 1848 brach in Ungarn eine Revolution aus, die von den Habsburgern nur mit russischer Unterstützung niedergeschlagen werden konnte. Es wäre allerdings falsch, aus solchen Rebellionen mentalitätsgeschichtliche Schlüsse zu ziehen. Polen und Ungarn sind heute nur noch Kernländer von großen ehemaligen Vielvölkerreichen. Polens Blüte reicht zurück ins 17. Jahrhundert, als die polnisch-litauische Adelsrepublik sogar Wien vor der Einnahme durch die Osmanen bewahrte. Ungarn beruft sich auch heute noch auf die Länder der Stephanskrone, zu der unter anderem die Slowakei, Kroatien, Siebenbürgen, das Banat und die Vojvodina gehörten. Vor diesem Hintergrund kann die renitente Haltung der Regierungen in Warschau und Budapest als postimperialer Aufstand gegen einen neuen Souveränitätsverlust im Rahmen der EU gedeutet werden. Allerdings sind die Gesellschaften in Polen und Ungarn tief gespalten – um Mehrheiten zu beschaffen, hat die Orbán-Regierung sogar begonnen, Pässe an Auslandsungarn auszugeben.

35 Aleida Assmann, »Let's Go East!«, in: *Merkur* 4/2019, S. 15-26.

36 Katarzyna Kłosińska, Michał Rusinek, *Dobra zmiana. Czyli jak się rządzi światem za pomocą słów,* Kraków 2019, S. 59, 196, 330.

38 Timothy Garton Ash, *Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990,* München 1990, S. 401.

Ein Spezialfall ist einmal mehr Russland. Wenn es in der Ära Putin eine ideologische Konstante gibt, dann ist es zweifellos die Überzeugung, dass Russland eine eigene Zivilisation bilde und nicht nach westlichen Vorbildern reformiert werden dürfe. Ideologisch konnte diese Position mit der berühmten Theorie des »Clash of Civilizations« begründet werden. Der konservative Politikwissenschaftler Samuel Huntington hatte in den 1990er Jahren die These formuliert, dass die globalen Konflikte der Zukunft sich nicht mehr zwischen Nationalstaaten, sondern zwischen unterschiedlichen Zivilisationen abspielen werden. Huntington identifizierte neun verschiedene Zivilisationen, darunter die westliche und die orthodoxe. Die entscheidenden Merkmale der von Russland dominierten orthodoxen Kultur erblickte Huntington im Fehlen der Kulturtraditionen von klassischer Antike, Renaissance und Aufklärung sowie in der kontinuierlichen imperialen Ausdehnung auf dem eurasischen Kontinent. In Russland nahm man Huntingtons Theorie weniger als analytisches Begriffsangebot wahr, sondern nutzte es als ideologische Begründung des russischen Sonderwegs. In konservativen Kirchenkreisen wurde Huntingtons Theorie begeistert aufgenommen, nicht als Deutungsinstrument, sondern als Handlungsanweisung. Der Einfluss von Huntington lässt sich deutlich etwa in der Sozialdoktrin der russisch-orthodoxen Kirche aus dem Jahr 2000 nachweisen. Dort ist die Rede von »kulturellen Unterschieden« zwischen den christlichen Kirchen. Die russische Orthodoxie zeichne sich durch Patriotismus aus und müsse die rufen, der Staatsgewalt Gehorsam zu leisten und für sie zu beten. Auch Präsident Putin stimmte Huntingtons Thesen auf dem Valdai Forum 2015 explizit zu und meinte: »Der russischen Weltanschauung liegt die Vorstellung von Gut und Böse, von höheren Mächten, vom Göttlichen zugrunde. Das westliche Denken ist von Interesse und Pragmatik geprägt.« In öffentlichen Auftritten verwendet er oft den Begriff der »einzigartigen russischen Zivilisation«.

Solche Aussagen verfügen über weitreichende politische Implikationen. Die Legitimation der Regierung beruht im eigenen Verständnis nicht in erster Linie auf dem Resultat von demokratischen Wahlen. Der Kreml versteht sich als Hüter bestimmter zivilisatorischer Werte, die nicht zur Disposition stehen. In der nationalen Sicherheitsstrategie von 2015 werden als solche Werte etwa der »Vorrang des Geistigen vor dem Materiellen«, die Familie und der »Dienst am Vaterland« genannt. Vor diesem Hintergrund wäre jede Veränderung der politischen Führung schädlich für die »zivilisatorische Identität« des Landes. Proteste gegen dieses ideologische Programm gibt es kaum. Selbst der bekannteste Oppositionelle des Landes stellt politisch keine Bedrohung dar. In einer Studie des unabhängigen Lewada-Instituts aus dem Jahr 2021 gaben nur gerade 5 Prozent der Befragten an, Alexej Nawalny zu vertrauen (Putin erreicht in derselben Umfrage 29 Prozent). Erstaunlich ist die fühlbare Nervosität. Der Staat ging mit Gift gegen den Protestführer vor, sperrte ihn weg und verur-

Der russische Angriff auf die Ukraine wurde von konservativen Ideologen vorbereitet. Der berühmteste und zugleich berüchtigtste ist Alexander Dugin, der als Vordenker der eurasischen Bewegung gilt. Dugin ist überzeugt, dass Russland »entweder groß oder gar nicht« sein werde. Russland müsse dem »eurasischen Entwicklungsvektor« folgen, um seine eigene zivilisatorische Bestimmung zu erfüllen. Im Gegensatz zur transatlantischen »Wasserkultur«, die zu Individualismus und Welthandel führe, gehöre Russland zu einer »Trockenkultur«, in der die nationale Gemeinschaft fest mit dem Boden verbunden sei. Das »Russentum« wird bei Dugin zum Maß aller Dinge, dem sich sogar die Ethik unterordnen muss: »Wir, die Russen, sind das Gottesträgervolk. Deshalb sind alle unsere Erscheinungsformen – hohe und tiefe, selige und schreckliche – geheiligt mit unirdischen Sinnpotenzen, den Strahlen des himmlischen Jerusalem, mit transzendenter Feuchte erfrischt. Im Überfluss der nationalen Gnade vermischen sich Gut und Böse, sie fließen ineinander über, und plötzlich erhellt sich das Dunkle, und das Weiße wird zu einer undurchsichtigen Hölle. Wir sind genauso unerkennbar wie das Absolute. Wir sind eine apophatische Nation. Sogar unsere Verbrechen stehen unvergleichlich höher als fremde Tugenden.«

Der Historiker Wadim Zymburski legte 1993 einen einflussreichen Aufsatz über die »Insel Russland« vor. Er ging davon aus, dass sowohl das Zarenreich als auch das Sowjetimperium Russland von der eigenen geopolitischen Identität entfremdet hätten. Deshalb sei der Zerfall der Sowjetunion 1991 eine Chance für Russland, auf seine Grenzen zurückziehen und sich wie eine Insel abschotten müsse. Russland sei von einem Gürtel von geopolitisch undefinierten Staaten umgeben – Zymburski prägte dafür den Begriff »großer Limitroph«. Alle diese Staaten im Limitroph müssten sich entscheiden, entweder zu Russland oder zum Westen zu gehören. Manche Staaten – wie namentlich die Ukraine – würden bei dieser Wahl aber auseinanderbrechen. Zymburski ging davon aus, dass sich die Krim, das sogenannte »Neurussland« und alle Gebiete östlich des Dnjepr in einem Akt zivilisatorischer Selbstdefinition Russland anschließen würden.

2005 legten die beiden nationalistischen Publizisten Michail Leontjew und Michail Jurjew ihre Konzeption der »Festung Russland« vor. Die größte Gefahr bestand aus ihrer Sicht darin, dass Russland sich als Staat mit einer eigenen Zivilisation in einer globalisierten Wirtschaftsordnung auflösen könnte. Deshalb forderten sie, der russische Staat solle sich selbst vom Welthandel abschneiden und ein alternatives politisches System zum westlichen Liberalismus entwerfen. Die Garanten dieses Szenarios wären laut den Autoren der starke Präsident, die Atomwaffen und die natürlichen Ressourcen des Landes. Michail Jurjew veröffentlichte ein Jahr später den Roman *Das dritte Imperium. Russland, wie es sein soll*, der diese Konzeption illustrierte. Der Roman ist als Bericht eines brasilianischen Soziologen aufgebaut, der im Jahr 2053 nach Russland kommt, um das Erfolgsmodell dieses Landes zu untersuchen. Zu diesem Zeitpunkt gibt es auf der Welt nur noch fünf Staa-

sich von Lissabon bis Wladiwostok erstreckt. Die Demokratie ist abgeschafft. Nur orthodoxe Russen, die im Staats- oder Militärdienst stehen, können politisch partizipieren. Jurjew hielt im Nachwort selbstbewusst fest: »Alles, was in diesem Buch beschrieben wird, ist die beste Zukunft, die unserem Land passieren kann.« Jurjew kündigte ein »neofeudales Gesellschaftssystem« an, in dem »das Fehlen politischer Freiheiten« mit »voller Freiheit des Privatlebens und der wirtschaftlichen Tätigkeit« kompensiert werden müsse.[40]

2018 veröffentlichte Putins Chefideologe Wladislaw Surkow einen programmatischen Artikel mit dem Titel »Die Einsamkeit des Halbblutes«. Er schilderte darin die Makrogeschichte Russlands, das unter dem Mongolenjoch zunächst vier Jahrhunderte ein Teil Asiens gewesen sei und sich vier Jahrhunderte später während der zaristischen und sowjetischen Epoche Europa angeschlossen habe. Nach der Annexion der Krim sei es nun Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen und einen langen Weg der Einsamkeit zu beschreiten.

Putins radikale Ablehnung des Westens und seine Sehnsucht nach einer Isolation Russlands können sich genau auf diese Denktradition stützen. Dabei handelt es sich keineswegs um Hirngespinste, sondern um handlungsleitende Ideologien, die sich am 24. Februar 2022 in blutige Kriegsrealität verwandelt haben.

LGBTQ als neue Kulturgrenze in Europa

Die gesellschaftliche Haltung zu nichttraditionellen Sexualpräferenzen markiert einen Kulturunterschied zwischen Ost- und Westeuropa, der ziemlich genau mit dem Verlauf des Eisernen Vorhangs übereinstimmt. In Berlin, London und Paris gibt es nach amerikanischem Vorbild Pride-Veranstaltungen, die von einem neuen Selbstbewusstsein der LGBTQ-Community einerseits und einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz ihrer Werte andererseits zeugen. Mehr noch: Die LGBTQ-Szene übt mit ihren Stilpräferenzen einen bestimmenden Einfluss auf die allgemeine Partykultur aus.

Seit dem Jahr 2001 haben die meisten westeuropäischen Staaten die »Ehe für alle« oder zumindest die Möglichkeit einer registrierten gleichgeschlechtlichen Partnerschaft eingeführt. Die Verrechtlichung zeugt von einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel, der sich innerhalb einer Generation vollzogen hat. Das strafrechtliche Verbot der Homosexualität wurde etwa in Spanien 1978, in Frankreich 1982 und in Deutschland erst 1994 vollständig abgeschafft.

Umfragen zeigen, dass in Westeuropa knapp 90 Prozent der Befragten glauben, dass Homosexualität in der Gesellschaft akzeptiert sein sollte. Die entsprechenden Umfragewerte erreichen in Polen, Ungarn und der Slowakei nur knapp 50 Prozent, in Tschechien immerhin 59 Prozent. In der Ukraine und in Russland stimmen nur gerade 14 Prozent dieser toleranten Haltung zu.[41]

Russische Nationalisten verwenden oft den Begriff »Gayropa«. Damit soll signalisiert werden, dass Europa seine traditionellen Werte aufgegeben habe und sich von sexuellen Minderheiten bestimmen lasse. In polemischer Absicht werden Befürworter einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung »Liberasten« genannt. Die liberale Grundhaltung des Westens hat sich aus dieser Sicht selbst widerlegt: Wer sogar »Päderasten« (im Russischen bezeichnet diese Vokabel abwertend vor allem Homosexuelle) toleriert, gibt seine kulturelle Identität auf.

Die patriotische Besinnung auf das Sowjetimperium schließt die Tabuisierung der Homosexualität ein. Einer der wenigen, die in der Breschnjew-Zeit die Männerliebe literarisch gestaltet haben, ist Jewgeni Charitonow. In seinen fein ziselierten Erzählungen beschreibt er die gefährliche Jagd nach dem schönen Knaben. Der unbändige erotische Wunsch wird immer von der Angst, als Schwuler entdeckt zu werden, in Schach gehalten. Charitonows Bewusstsein, dass die Schwulen eine künstlerische Elite bilden, verfügt – ganz in der Tradition Otto Weiningers – auch über eine frauenfeindliche und eine antisemitische Dimension. Die Frauen lenken die Männer vom höchsten ästhetischen Genuss ab, die Juden sind nur Künstler des Mittelmaßes, die ihre Dutzendware geschickt vermarkten. In einem »Flugblatt« hat Charitonow eine homosexuelle Metaphysik entworfen, die sich stark auf Denkmuster des russischen Fin de Siècle stützt. Der erste Satz statuiert programmatisch: »Wir sind unfruchtbare, Verderben bringende Blüten.« Die Homosexuellen spielen als ätherische Geschöpfe unablässig das Lied der Liebe, kommen nicht in einer Familie oder einem festen Beruf zur Ruhe, sondern spüren stets mit »fiebrigen Augen« der schönen Jugend nach. Die »Normalen« erscheinen hier als unterdrückte Homosexuelle, die den Schritt in die schwierige Auserwähltheit nicht gewagt haben. Charitonow entwirft die kühne Vision einer homosexuellen Apokalypse, in der die Schwulen als »Engel des Verfalls« die göttliche Aufmerksamkeit erringen. Damit wird auch die kommunistische Heilserwartung ad absurdum geführt: »Die starre Moral unseres Russischen Sowjetischen Vaterlandes hat ihren Sinn! Sie tut, als gebe es uns nicht, und ihr Strafgesetzbuch sieht in unserer blütenhaften Existenz einen Verstoß gegen das Gesetz; denn je sichtbarer wir werden, desto näher das Ende der Welt.«[42] Zu einem richtigen Protest gegen die repressive sowjetische Sexualpolitik kam es jedoch zu Charitonows Lebzeiten nicht. Seine Schriften konnten nur im Samisdat zirkulieren und wurden erst nach der Entkriminalisierung der Homosexualität 1993 in einer Buchausgabe veröffentlicht.

Auch nach diesem Stichdatum wagten homosexuelle Autoren und Künstler immer noch nur selten den Schritt in die Öffentlichkeit. Erst während der Proteste des Dezembers 2011 trugen LGBTQ-Aktivisten eine Regenbogen-Flagge bei den Demonstrationen mit. Zwar wa-

ren die Homosexuellen Angriffen von Nationalisten ausgesetzt, gleichzeitig kam es aber auch zu Solidarisierungen von Heterosexuellen, die sich in Anspielung auf die Naziverfolgung Homosexueller rosa Dreiecke an die Brust hefteten.[43]

Initiiert hatte diese Aktion die amerikanisch-russische Journalistin Masha Gessen, die 6000 rosa Dreiecke unter den Demonstranten verteilte. Im unabhängigen Internet-Fernsehsender »Doshd« präsentierte sie eine Homestory, in der sie ihr eigenes »normales« Familienleben mit ihrer Ehepartnerin und ihren Kindern zeigte. Damit wollte sie ihren Mitbürgern vor Augen führen, was eine Kriminalisierung »nicht traditioneller sexueller Orientierungen« in der Wirklichkeit bedeutet. Allerdings blieb ihr Widerstand erfolglos: Nach einem kurzen Intermezzo als Direktorin des russischen Dienstes von Radio Free Europe/Radio Liberty in Prag lebt sie heute mit ihrer Familie in New York.

Seit 2013 gilt in Russland ein Gesetz, das die Propagierung von Homosexualität unter Minderjährigen unter Strafe stellt. Damit wurde das Thema weitgehend aus der öffentlichen Diskussion verbannt, weil bei Kulturveranstaltungen kaum garantiert werden kann, dass das Publikum ausschließlich aus Erwachsenen besteht. 2019 kam ans Licht, dass ein Petersburger Verlag im Jahr 2014 die gesamte Auflage eines erotischen Sammelbandes verbrannt hatte, weil in einer Erzählung ein homosexueller Akt zwischen zwei Androiden beschrieben wurde. Angesichts des kurz zuvor verabschiedeten Gesetzes hätte der Verlag jedes einzelne Exemplar mit einem Aufkleber »18+« versehen und in Zellophan einschweißen müssen. 2020 erregte Mikita Franko mit seinem autobiographischen Roman *Die Lüge* viel Aufsehen. Er beschreibt darin seine Kindheit und Jugend als Pflegesohn zweier schwuler Väter, einer davon ist sein Onkel. Viele Episoden thematisieren die Homosexualität gar nicht, sondern gehören zur »coming of age«-Literatur. Brisant sind allerdings jene Szenen, in denen die beiden »Papas« ihre wahre Beziehung verheimlichen müssen, damit sie keinen Ärger mit dem Sozialamt bekommen. Der Junge wächst in einer Atmosphäre der konstanten Lüge auf, die er nicht zerstören darf, wenn er seine eigene Lebenssituation nicht gefährden will. Selbstverständlich gelangte dieses Buch nur in einer verschlossenen Plastikhülle in den russischen Buchhandlungen zum Verkauf.

Die konservative Werthaltung der politischen Institutionen fand 2021 einen prominenten Fürsprecher in Konstantin Bogomolov. Der Theaterregisseur ist mit der TV-Moderatorin Ksenija Sobtschak verheiratet, die im russischen politischen System als Vertreterin einer regierungsnahen Opposition auftritt. In seinem Essay »Der Raub Europas 2.0« beklagte er, dass die westliche Politkultur den widersprüchlichen Menschen, wie er von Dostojewski beschrieben worden sei, kastriert habe. Der Westen habe ein »neues ethisches Reich« errichtet. Wenn man dem absoluten Imperativ der politischen

Hölle von Hieronymus Bosch mit multikulturellen genderneutralen Teufeln wieder.[44]

Seit den massiven Protesten gegen die Fälschung der Präsidentschaftswahlen 2020 kommt dem LGBTQ-Thema auch in Belarus eine brisante Bedeutung zu. Lukaschenka propagiert eine traditionelle Sexualmoral und kokettiert mit seiner Rolle als »Ehemann der belarussischen Nation«. Die Demonstrantinnen nahmen diese Selbstinszenierung auf, indem sie Transparente mit der Aufschrift »Sascha, ich lasse mich von dir scheiden« trugen. Das Spektrum der Haltungen auf der Seite der Opposition war zu Beginn der Proteste enorm breit: Zunächst präsentierten sich die drei Frauen an der Spitze der Protestbewegung als »Stellvertreterinnen«. Erst später traten sie als eigenständige Politikerinnen auf. Swetlana Tichanowskaja hatte auf einer frühen Wahlveranstaltung sogar gesagt, sie wolle sich nur um ihren Mann und ihre Kinder kümmern und wie früher Frikadellen braten. Maria Kolesnikowa, die wegen ihres politischen Engagements zu einer elfjährigen Haftstrafe verurteilt wurde, steht offen zu ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung. Durch ihr mutiges Auftreten signalisiert sie ihren Anhängerinnen, dass LGBTQ-Toleranz eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine funktionierende Demokratie darstellt.[45]

In Ungarn kopierte die Regierung Orbán 2021 das russische Gesetz, das die Propagierung von Homosexualität unter Jugendlichen verbietet. Sowohl in Ungarn als auch in Russland ist die Ehe seit kurzem als »Verbindung von Mann und Frau« in der Verfassung definiert. In Ungarn dürfen Bücher mit homosexuellen Inhalten nicht in einem Umkreis von 200 Metern von Kindergärten und Schulen »zur Schau gestellt« oder verkauft werden. »Gender Studies« gelten als »westlicher Wahnsinn« und dürfen nicht mehr an ungarischen Universitäten unterrichtet werden.

In Polen wird das LGBTQ-Thema als politische Waffe eingesetzt. Die konservative Regierungspartei beschwört immer wieder einen angeblichen gesellschaftlichen Konsens in Sexualfragen. Präsident Andrzej Duda bezeichnete LGBTQ in seinem Wahlkampf im Jahr 2020 als »neobolschewistische Ideologie«, die ebenso wie der Kommunismus bekämpft werden müsse. Im konservativ geprägten Südosten Polens wurden 2019 sogenannte LGBT-freie Zonen eingeführt. Über 100 Gemeinden erklärten damit ihren Protest gegen die »importierte LGBT-Ideologie« und bekannten sich zu einer katholisch geprägten Gesellschaftsmoral. Ausgelöst wurde diese Bewegung durch den progressiven Warschauer Bürgermeister Rafał Trzaskowski, der offen die Rechte der LGBTQ-Community unterstützte und entsprechende Themen auch in der Sexualkunde in der Schule einführen wollte. Man darf allerdings nicht vergessen, dass die Homosexualität in der modernen polnischen Literatur prominente Spuren hinterlassen

44 Konstantin Bogomolov, Pochiščenie Evropy 2.0, in: *Novaja gazeta* (10.02.2021), https://novayagazeta.ru/articles/2021/02/10/89120-pohischenie-evropy-2-0.

tische Nationalpathos an; er ließ darin auch schwule Protagonisten auftreten und forderte die katholische Sexualmoral heraus. In verhüllter Form findet sich das homosexuelle Begehren in den Texten von Jerzy Andrzejewski und Jarosław Iwaszkiewicz. Kunst und Leben erwiesen sich allerdings in allen drei Fällen als deutlich getrennte Bereiche: Während Gombrowicz, Andrzejewski und Iwaszkiewicz nicht zögerten, ihre geheimen sexuellen Wünsche als literarische Phantasien zu gestalten, schützten sie sich mit einer bürgerlichen Heirat vor den Wogen der Empörung in der konservativ-katholischen Gesellschaft.

Keine Rede mehr ist von solchen Camouflagen bei den homosexuellen Autoren der jüngeren Generation. Zu ihnen gehört Michał Witkowski, der mit rückhaltloser Offenheit die polnische Schwulenszene beschreibt. Seine Helden sind alternde Tunten, die sich in den verdreckten Toiletten der öffentlichen Parks herumtreiben, aidskranke Alkoholiker, denen alles egal ist, schüchterne Jungen, die dem ersten Mal mit einer Mischung aus Gier und Angst entgegenfiebern, russische Rotarmisten, die ihre Sexualnot mit polnischen Schwulen lindern, und Trickdiebe, die einen schnellen Flirt als Ablenkungsmanöver für einen Diebstahl einsetzen. Witkowski zögert nicht, seine Protagonisten als »Süchtige« zu bezeichnen. Ihre Wohnungen sind ebenso karg eingerichtet wie Wartezimmer in einem Krankenhaus – sie dienen in der Tat nur der Überbrückung der leeren Zeit zwischen den nächtlichen Beutezügen. Das Badezimmer hingegen wird zum Arsenal: Es ist mit seinen Bet-

fenkammer im erbitterten Kampf gegen den Zerfall des schönen männlichen Körpers. Witkowski ist natürlich ein Außenseiter in der katholischen polnischen Leitkultur. Trotzdem führt er eine Traditionslinie der polnischen Literatur weiter, die immer schon provokative Schreibweisen gegen den Mainstream des Kanons entwickelt hat.

Unterschiedliche Werthaltungen in Ost- und Westeuropa

Das sozialistische Gesellschaftssystem in Osteuropa hat Auswirkungen, die weit über das Wendejahr 1991 hinausstrahlen. Auch die erste postsozialistische Generation wurde von den Lebenswelten und Werthaltungen der Eltern geprägt. In einer Auswertung der breit angelegten World Value Survey aus dem Jahr 2005 bildeten die europäischen Gesellschaften des ehemaligen Ostblocks eine deutlich erkennbare Einheit. Ronald Inglehart und Christian Welzel[46] unterscheiden zwei Dimensionen: Die eine Achse verläuft von traditionellen zu säkularrationalen Werten, die zweite Achse von »Überlebenswerten« zu »Selbstentfaltungswerten«. Osteuropa teilt in dieser Untersuchung mit Westeuropa die starke Orientierung auf säkularrationale Werte, ist aber im Unterschied zu Westeuropa klar auf der Seite der »Überlebenswerte« – am weitesten entfernt von West-

46 Ronald Inglehart, Christian Welzel, *Modernization, Cultural*

europa ist in dieser Hinsicht Russland, am nächsten Tschechien. Verschiedene Versionen der Weltkarte der Werte aus den Jahren 2000, 2010 und 2020 zeigen zwar Bewegungen, aber der grundsätzliche Unterschied zwischen postsozialistischen und westlichen Gesellschaften bleibt bestehen.

Die historische Last der sozialistischen Systeme zeigt sich auch im unterschiedlichen Vertrauen in gesellschaftliche Organisationen. So war die Kirche in Osteuropa zu Beginn der 2000er Jahre angesehener als in Westeuropa (59 Prozent vs. 45 Prozent). Umgekehrt verfügen staatliche Institutionen wie die Polizei (35 Prozent vs. 66 Prozent) oder das Parlament (22 Prozent vs. 37 Prozent) in Osteuropa über wenig Rückhalt in der Bevölkerung.[47] In Osteuropa sind konservative Werthaltungen, die einen ausgebauten Wohlfahrtsstaat unterstützen, deutlicher ausgeprägt als in Westeuropa. Am deutlichsten zeigt sich diese Differenz bei der Kohorte der über 64-Jährigen.[48]

Mittlerweile ist die Durchmischung zwischen ost- und westeuropäischen Gesellschaften so hoch, dass sich gerade bei der mobilen jungen Generation eine Annäherung bei den Werthaltungen beobachten lässt. Besonders deutlich zeigt sich das in der Eurobarometer-Umfrage von 2021. Das wichtigste verbindende Thema für junge Erwachsene in allen EU-Mitgliedstaaten ist das Engagement für Menschenrechte. Ein Ost-West-Gegensatz zeigt sich ansatzweise bei der Wünschbarkeit eines vergleichbaren Lebensstandards in der EU – angeführt wird die mehrheitlich osteuropäisch dominierte Liste der ökonomisch benachteiligten Länder allerdings von Portugal.

Trotz aller kulturellen Gegensätze verfügen die postsowjetischen Staaten über enge Verbindungen zu Europa. So wurden im Jahr 2020 rund 650000 Schengenvisa ür russische Bürgerinnen und Bürger ausgestellt. Den höchsten relativen Anteil an Schengenvisa findet man jedoch in Belarus: Hier waren im Jahr 2020 1,3 Prozent der Bevölkerung im Besitz eines Schengenvisums. Ob sie aber auch in Zukunft in »den Westen« reisen können und dürfen, wenn aufgrund der künstlich inszenierten Migration aus dem Mittleren Osten neue Stachelzäune und Grenzmauern hochgezogen werden, ist eine offene Frage.

Viele osteuropäische Gesellschaften sind nach dem Zusammenbruch des Kommunismus dort angekommen, wo sie schon im Zeitalter der nationalen Einigungen hinwollten: Sie haben ihren eigenen Staat und können ihre Lebensbedingungen weitgehend frei definieren. Eine Gefahr für die osteuropäischen Nationalstaaten besteht allerdings darin, dass sie heute einem westlichen Gesellschaftsmodell aus dem 19. Jahrhundert nacheifern und sich nach dem Vorbild von Frankreich, Italien oder

47 Bernard Roudet, Jean-François Tchernia, »Europe centrale et orientale, Europe occidentale: des valeurs démocratiques partagées?«, in: Olivier Galland, Bernard Roudet (Hg.), *Les jeunes Européens et leurs valeurs. Europe occidentale, Europe centrale et orientale.* Paris 2005, S. 117-145.

48 Joakim Kulin, Bart Meuleman, Human values and welfare state

schen Gesellschaften auf ihre Zugehörigkeit zu den Vielvölkerstaaten der Vergangenheit besinnen und die Inkongruenz von nationalen, religiösen und kulturellen Zuordnungen als Freiheitschance betrachten. Damit könnten sie als Vorreiter eines alle einschließenden Gesellschaftsmodells auch die gesamteuropäische Zukunft prägen.

Politische Ordnungen – wieder im Dunkeln?

Westliche Zuschreibungen und Projektionen haben das Bild vom Osten geprägt: In der Epoche vor 1989 schien Osteuropa nur Anhängsel und Marionette Moskaus, dann, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, kehrte es wie ein verlorener Sohn nach Europa zurück. Im letzten Jahrzehnt warf es sich, undankbarer Sprössling, in die illiberalen Arme Moskaus und Chinas, so wollte es das Klischee. Nach einer Phase des Leuchtens war der Osten im Auge des westlichen Betrachters erneut in ein Reich der Finsternis gesunken: ex oriente obscuritas. Selbst das Gegenbild – ex occidente lux bzw. ex occidente luxus – verlor an Strahlkraft. Erst Russlands Vernichtungskrieg gegen die Ukraine schied Europa wieder in das aggressiv-autokratische Imperium auf der einen und die demokratische Staatenwelt auf der anderen Seite.

Die Bilder von Osteuropa spiegeln westliche Erwartungen an Angleichung im Osten und umgekehrt Erwartungen im Osten, der Westen möge seine Verheißungen einlösen. Die Erwartungen kommunizieren miteinander. Osteuropa ist ein definierendes Anderes der alten EU-Mitglieder, zugleich liefert die Attraktivität der EU in Osteuropa frische Legitimation. Das Objekt, dem die EU ihre Werte und Standards aufschreibt, tritt allerdings als sprödes Subjekt auf, als Autor eigener Geschichte und Gegenwart, nicht nur der Imitation. Da Selbst- und Fremdbilder nicht zur Deckung kommen